

Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 1 (1944)
Heft: 3-4

Rubrik: Bibliophile Erlebnisse

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bibliophile Erlebnisse

2. E. St. / Tragischer Bücherkauf

An einer der kleinen Gassen, die in Zürich zum Lindenhof führen, hatte ich einen Antiquar entdeckt; einen Ausländer, der sein Geschäft in einem winzigen dunkeln Raum betrieb, in dem jetzt, glaube ich, Kartoffeln und Weißkohl feilgeboten werden. Bei diesem Manne – er war jung, breitrnasig, gedrunken, aber von bleichem kränklichem Aussehen – gewöhnte ich mich, anzukehren, wenn mich meine Geschäfte nach Zürich führten. Manchmal fand ich bei ihm etwas. Ich erinnere mich, einmal überrascht aufgesehen zu haben, als er mir für ein schätzbares Buch nur zwei Franken forderte. «Ist das kein Irrtum?» fragte ich. Er lächelte überlegen. «Nein. O, ich bin billig, mein Herr!»

Ab und zu befand sich am Ladengeschäft ein Plakat: «Wegen Krankheit geschlossen.»

Erkundigte ich mich bei meinem nächsten Besuche nach seinem Ergehen, dann wehrte der Antiquar hastig ab. «Lassen Sie das, ich bin heute ganz wohl!» Und, um ja nicht auf seine Gesundheit eingehen zu müssen, legte er mir eilfertig Bücher vor.

Bis ich ihn einmal auf einem schadhafte Liegestuhl überraschte. Er erhob sich taumelnd, fuhr sich über die Stirne. «Ich glaubte, den Laden geschlossen zu haben!» Ich wollte mich um ihn bemühen. «Kann ich etwas für Sie tun?» «Nein, nein, mein Herr, kommen Sie lieber ein andermal.» Und, als ich mich im Hinblick auf meine vermeintliche Pflicht zur Hilfeleistung nicht abfertigen ließ, platzte er heraus: «Gehen Sie, bitte! Lassen Sie mich schlafen. Ich bin Morphinist.» Aus ganz kleinen glasigen Augen starrte er mich gequält an und sah heute aus, als sei er zweimal zur Nasenverteilung gekommen.

Ich war noch jung und hegte mehr Verachtung als Mitleid gegen Menschen, die ihre Süchte nicht zu meistern vermögen. Entrüstet wandte ich mich zum Ausgang und hörte die Riegel hinter mir zuschieben.

Das nächste Mal war er munter und wollte sich an die Sache nicht erinnern. Ich aber fühlte mich gedrunken, ihn von seiner unseligen Neigung zu heilen. Ohne eine Ahnung zu haben, wie man das anstellt, hielt ich ihm das Erbärmliche seines Lasters vor. «Seien Sie ein Mann. Nehmen Sie sich zusammen. Einfach den Willen dazu

haben!» «Den hätte ich schon», meinte er kleinlaut. «Aber wenn's über mich kommt, fehlt die Kraft zum Widerstand.» «Dann müssen Sie sich die Kraft gläubig erbeten.» Rede und Widerrede. Am Ende schien er gepackt und überwunden, voll guter Vorsätze und voll Dank.

Fortan fehlte das Plakat am Lädlein. Wir erwähnten die Sache nicht mehr. Ich tat mir auf meinen Zuspruch etwas zugute.

Das kleine Geschäft schien mählich aufzublühen. Eines schönen Tages fand ich nämlich im bescheidenen Schaufenster anstatt Schmökern das besagte Wintergemüse und meinen Antiquar in einem freundlichen hellen Laden an weit besserer Lage, nämlich in der Nähe der Zentralbibliothek. Ein bis zwei Male trug ich wieder etwas daraus nach Hause.

Dann – es mochte ein halbes Jahr nach der Übersiedlung sein – stand hinterm Ladentisch

EMBL. LIB. I.

39

Nontibi fed religioni. XXXV



*Isidis effigiem tardus gestabat asellus,
Pando vovenda dorso habens mysteria.
Obvius ergo Deam quisquis reuerentior adorat,
Fiasq; genibus concipit flexis preces.
Ast asinus tantum præstari credit honorem
Sibi, & intumescit admodum superbiens,
Donec eum flagris compefcens dixit agasô,
Non es Deus tu aselle, sed Deum vehis.*

D 4

Vnius ob noxam peccati trimen in omnes
 Permeat, et mortis nos facit esse reos.
 Vnius ob meritū suspenſi ex ſtipite Chriſti.
 Credere ſi poſſis, vita ſalutēq; datur.
 Hic moris eſt amor, hic reges, hic ſacra ſalutis
 Amora, tum vita portus et astra mea.

Rodolphus Gualtherus, antea
 Tugurina ad D. Petri miniſter,
 hanc in gratiam Joan. Heinrichi
 Thomanni ſcribebat 12 Junij
 Anno incarnationis filij Dei J. C.
 M. D. LXVIII. Aetatis ſuae
 XLIX.

1677 1677

Vin ce fortunā uirtute

Christianus Vurgisius Basil.
 D. Henrico Tomanno
 Basilea, 10 Octob.
 1570.

ein beflissenes Frauenzimmer, ebenfalls von un-
 gesunder Gesichtsfarbe, das mir auf meine Frage
 nach dem Besitzer bedeutete, er sei unpäßlich;
 sie könne mich ebensogut bedienen, die Preise
 seien überall angeschrieben.

«Sehen Sie», sagte sie eifrig, und legte mir ein
 Pergamentbändchen in die Hand. Wirklich, ein
 begehrenswertes Stück: die «Emblemata» des
 Andreas Alciatus aus der Presse des Christophorus
 Plantin in Antwerpen, 1569 (Brunet III, 600),
 mit 58 Holzschnitten von Anton Sylvius (Nagler
 XVI, 417, 6) und einer Widmung an Conrad
 Peutinger.

«Das Titelblatt fehlt», stellte ich bedauernd
 fest.

«Leider ja. Aber es sind interessante Eintra-
 gungen da.»

Das Bändchen war mit weißen Blättern durch-
 schossen, und ein Zürcher Bauherr Heinrich Tho-
 mann (1520–1592), Landvogt im Thurgau und
 oftmals Vorsitzender der Eidgenössischen Tag-
 satzungen, hatte es als Stammbuch benützt. Als
 erste Eintragung fiel mir die Rudolf Collins ins

1555.

Hic est filius meus dilectus
 in quo placita ē anima
 mea: — psū audite. Matth. 3. 17
 Contemplavit patrem in illo
 omnia inhabitare placita:
 dicens, eo in ipso estis con-
 plati. Coloss. 1. 2.

Scribebat hanc Tugurina
 10 Junij, anno 1568
 Henrici Johis Bullingeri
 senioris Tugurinae ecclesie
 miniſteri, anno aetatis
 suae 54 in gratia opti-
 me spei immensiolem.
 Henrici Johis Thomanni,
 quam puerū dū sexuer
 in columnam.

Auge, des Mitarbeiters Zwinglis, der seinen
 merkwürdigen Lebenslauf aufgezeichnet hat und
 drei Jahre lang «wegen anfangs gehabten gerin-
 gen Einkommens» neben seiner Professur der
 griechischen Sprache das Seilerhandwerk aus-
 übte. Die nächste stammte von keinem Gerin-
 gern als dem berühmten Basler Arzt Felix Plater,
 der ja ebenfalls, gleich seinem Vater Thomas
 Plater, eine bildhafte Lebensbeschreibung hinter-
 ließ. Ich übergehe weniger wichtige Autogramme
 und erwähne nur noch die des Reformators Hein-
 rich Bullinger, des 1555 aus Locarno zugezogenen
 Arztes Thaddeus Dunus, des nachmaligen Antistes
 Rudolf Gwalter, Zwinglis Schwiegersohn, des Basler
 Chronisten Christian Wurstysen und seines Mit-
 bürgerers, des Mathematikers Simon Grynäus. Auch
 des Besitzers Bruder, der Bürgermeister Kaspar
 Thomann, der reichste Zürcher seiner Zeit, hat
 einen französischen Vers beigesteuert, die Wid-
 mung aber lateinisch und griechisch abgefaßt.
 Im ganzen enthielt das Büchlein 54 handschrift-
 liche Zueignungen, darunter viele von deutschen
 und polnischen Gelehrten, wobei das läppische

Geschreibsel nicht gezählt ist, das ein jugendlicher Wichtigtuer – die Schrift deutet auf das 18. Jahrhundert – für gut befunden hatte, auf noch leeren Blättern anzubringen (u. a.: «Taula liest so bald es Tagt schon in Gottes Wort und dann brügelt sie die Magt und liest weiter fort.»).

Also eine ausgewählte kleine Autographensammlung, und ein Spiegelbild der Beziehungen eines Zürcher Patriziers zu geistigen Kreisen des In- und Auslandes.

«Ja, und das kostet?»

Schüchtern nannte sie den Preis: «Zehn Franken.»

«Zehn Franken!» Ich verlor für einen Augenblick meine Geistesgegenwart. «Kann das stimmen?»

*Cognosco te ipsum
Non nosce te ipsum.*

*Felix Platerus D. Med.
Prof. Acad. Bas. 4. 1570
Basilea Jerc 13. Oct.*

Sie zeigte mir den Vermerk. Er war wirklich von der Hand des Bretnasigen. Deutlich stand es auf dem innern Buchdeckel: «Fr. 10.–.»

Ich erholte mich schwer von meinem Staunen. Sie schwatzte: «Vorgestern war ein Kunde da, der erklärte, es sei hundert Franken wert.»

«Warum kaufte er es denn nicht?»

«Er behauptete, er habe kein Interesse dafür.»

Ich, noch immer mißtrauisch: «Das Stammbuch ist tatsächlich mehr wert.»

«Wir kommen dabei gut auf unsere Rechnung; wir haben es mit andern Sachen billig eingekauft.»

«Ist Herr X» – gemeint war der Bretnasige – «wirklich nicht zu sprechen?»

Sie machte ein trauriges Gesicht und schüttelte den Kopf.

Ein Verdacht stieg in mir auf. «Hat er am Ende wieder einmal Morphinum genommen?»

Tonlose Bejahung.

Ich zog vom Leder. Sie blickte weinerlich drein. «Kaufen Sie doch das Buch! Wir brauchen das Geld.»

«Sind Sie seine Frau?»

Keine Antwort. «Trauriger Kerl!» murmelte ich.

«Was haben Sie noch?»

Sie legte mir einiges vor. Viel Gescheites war nicht dabei. Ich erstand noch ein aufschlußreiches Buch, in dem sich ein «catholischer Biedermann» mit einem «genannt reformierten Hächlenmann» nicht ohne Geist auseinander setzt (Luzern, 1650), und das ich später für

Dominus providet.

Psalm. 125.

*Quia non sperni loca in deo,
Non hostis hunc vis, non quatuor latera
Si fractus illabatur orbis.
Incolumis fugiet missum.
— Sic vixit spes
Vi cingit arcana me vixit
Proximi videtur reingit.*

*Sine Quirinus haec scripsit
ornatiss. inveni J. Heinric.
Thomano Tignino. 9. Aug.
1572. Heidelberg.*

meinen «Schweizerdegen» verwenden konnte; einen Glarner Druck, mit dem ich bald darauf einem Bekannten, der nur Glaronensia sammelt, Freude bereiten konnte. Zum Schlusse ließ ich mir eine Wedgewood-Zuckerdose aufschwätzen, die sich in den Buchladen verirrt hatte, und deren Deckel in meiner Mappe schon auf der Heimreise in Scherben ging.

Der Person konnte ich nun einen runden Betrag einhändigen, den sie mit sichtlicher Erleichterung einstrich.

Am übernächsten Tage las ich in der Zeitung, ein Österreicher namens – der Name meines Antiquars – habe sich mit seiner Geliebten,

nachdem sie «eine Orgie» gefeiert hätten, in die Limmat gestürzt; beide seien Morphinisten gewesen.

Also dazu hatte das Geld für die Bücher gedient: vor seinem gemeinsamen Selbstmord hatte das Paar sich rasch die Mittel zu einer Henkersmahlzeit verschaffen wollen.

Der Tod hatte den Baum vor der Ernte geschüttelt; die angefaulten Äpfel waren frühzeitig gefallen.

Mit dieser Weisheit mag ich als selbstgerecht dastehen.

Ein Blatt der «Emblemata» und einige der Eintragungen bilde ich ab.

3. *P. Leemann-van Elck* / *Mein erster Fund*

Noch befanden wir uns mitten im ersten Weltkrieg, als mich Geschäfte nach dem Süden, nach Spanien, riefen. Im Lande der Überraschungen sollten mir diesmal nicht nur die Kastanien und Orangen erblühen, sondern, so ganz nebenbei, ein seltener Bücherfund. Zwar nicht auf dem berühmten «Rastro» in Madrid, wo schon manchem Sammler das große Los zufiel, sondern in Valencia, dem spanischen Florenz.

Die Abwicklung meiner Geschäfte hielt mich, nicht zu meinem Bedauern, länger als vorgesehen in dieser altertümlichen Stadt zurück. So fand ich Muße, sie nach allen Richtungen zu durchstreifen; dabei stieß ich auf die Bude eines Antiquars. Meine in jüngern Jahren betätigte und in der Folgezeit durch die Umstände verdrängte Sammlerleidenschaft macht sich unvermittelt geltend. Ohne bestimmte Richtschnur trete ich in den Laden, mit der Absicht, irgend ein schönes Buch oder Kunstblatt zu erstehen. In dem düstern, muffigen Raum erkenne ich die Gestalt eines ältern lesenden Mannes, der mich, über die Störung anscheinend wenig erbaut, fragend anblickt. Auf meine etwas unbeholfene Frage weist er mit stummer Gebärde auf die an den Wänden aufgeschichteten und in einer Ecke angehäuften Bücher und Broschüren. Es dünkt mich veraltetes, wertloses Zeug, mit einem Wort: Makulatur zum Einstampfen. Ohne Erfolg durchwühle ich eine Zeitlang den Bücherhaufen. Der Händler ist inzwischen mit seiner Lektüre zu Ende gekommen und schaut mir mitleidig lächelnd zu. Dann fragt er mich unvermittelt, ob ich an einem ganz schönen Buche Interesse hätte. Was ich bejahe. Er bestellt mich auf abends und gibt mir zu verstehen, daß er mir dann ein höchst beachtenswertes, illustriertes Werk zeigen werde, dessen Preis freilich einige hundert Peseten betrage.

Vor Einbruch der Dunkelheit finde ich mich in gespannter Erwartung beim Händler wieder

ein. Zu meinem Erstaunen schließt er das Geschäft und bedeutet mir, ihn zu begleiten. Etwas zögernd, in Gedanken an meine gespickte Brieftasche, folge ich dem fremden Manne. Es beginnt zu dunkeln. Die wenigen Straßenlaternen leuchten auf. Wir durchschreiten ein Gewirr schmaler Gassen und überqueren zwischen uralten Palästen eingeklemmte, enge Plätze. Hinter dem hohen, achteckigen Glockenturm, dem Miguelete, dem Wahrzeichen Valencias, der sich spukhaft in die Höhe reckt, steigt die Mondsichel empor. Wir überschreiten den Marktplatz, und dann verliere ich die Richtung. Mißtrauisch gehe ich neben dem mir immer unheimlicher vorkommenden, schweigsamen Menschen orientalischen Aussehens. Seine Vorfahren waren offenbar mit den einst siegreich in Spanien eindringenden Mauren aus Afrika herübergekommen und hatten wohl schon manchen Christen umgebracht. Zentnerschwer fällt mir ein Vers Wallings in den Sinn:

Aber ach in diesem Eden lebt ein tückisch wild Geschlecht.

Rachsucht nur gibt ihm Gesetze, und das Messer spricht das Recht!

Mir wird immer schwüler. Endlich stehen wir vor einer Mietskaserne, in der sich die Wohnung dieses unheimlichen Kerls befindet. Wir durchqueren einen übelriechenden Hof, steigen die winkelige Treppe hinauf und befinden uns am Ziel. Ich denke: Räuberhöhle, und besinne mich einen Augenblick, ob ich Reißaus nehmen solle. Höflich grinsend fordert mich der Mann auf in einem düstern Raum Platz zu nehmen. Willenlos folge ich der Aufforderung. Zu meinem Schrecken bietet er mir ein Glas Wein und eine Zigarette an. Jetzt will er mich betäuben, schießt es mir durch den Kopf, wohl wissend, daß die Ablehnung in Spanien eine unerhörte Taktlosigkeit

bedeutet. Vom Weine nippe ich bloß; er dünkt mich so merkwürdig bitterlich. Sicher vergiftet! Jetzt verschwindet der unheimliche Geselle plötzlich. Offenbar will er die Wirkung des Giftes abwarten. Ich wende mich fluchtartig nach dem Fenster. Doch kaum habe ich mich erhoben, tritt der «Unmensch» mit einem Paket in der Hand wieder ein. Gewiß eine versteckte Mordwaffe! – Doch, traue ich meinen Augen recht? Zu meinem nicht geringen Erstaunen entnimmt der Mann der Hülle einen schönen, alten, goldverzierten Maroquinband und legt ihn vor mir hin. Der Duft von Ziegenleder und altem Papier dringt mir in die Nase. Überrascht und ehrfurchtsvoll nehme ich den Band in die Hand. Ich stelle fest: Ein alter Lederband um 1800 mit einfacher, gediegener Goldprägung und Rückenschild, auf dem ich lese: «Caprichos de Goya». Ich öffne. Schöner, buntfarbner Spiegel und Vorsatz der Zeit, dann ein weißes Blatt, dem eine Radierung folgt. Diese stellt das Brustbild eines nach links gewendeten Mannes im Zylinder mit zum Knoten geschlungener Halsbinde dar. Das allein sichtbare, halbgeschlossene, linke Auge verleiht dem Antlitz einen weltfernen Ausdruck und stolze Zurückhaltung. Unten steht: «Francisco Goya y Lucientes, Pintor». Also offenbar das Selbstporträt des berühmten spanischen Maler-Radierers. Meine zitternden Hände blättern weiter. Was sich mir da in höchst realistischer Auffassung in 79 Kupferstichen darbietet, ist überwältigend. Kein Zweifel, vor mir liegt die von Goya eigenhändig radierte Folge der «Caprichos», das sind launige Einfälle, das bedeutendste graphische Werk des großen spanischen Meisters in einer frühen Ausgabe. Ein kostbares Prachtwerk ersten Ranges, dies wurde selbst mir, dem damals noch wenig kunstverständigen, naiven Sammler offenbar. Lächelnd beobachtet mich der Händler und weidet sich an meiner Überraschung. Der Mann bekommt in meinen Augen plötzlich ein gutmütiges Aussehen. Es fehlte nur noch die in Spanien übliche Geste: «Es de Usted», es gehört

Ihnen, und ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht wäre Wahrheit geworden.

Doch das Werk gehörte ja noch nicht mir, und kaum wagte ich, nach dem Preise zu fragen. Mit demütigem Wortschwall nannte er ihn. Ich fand ihn eher hoch, wußte ich ja noch nicht, um welche Ausgabe es sich handelte. Vor lauter Begeisterung vergaß ich aber in die landesübliche Entüstung über den «überforderten Preis» auszubringen und ein stundenlanges Markten anzuhängen. Ich sagte zu. Im Grunde war ich ja glücklich diesen Schatz zu besitzen und so glimpflich dem vermeintlichen Briganten entronnen zu sein.

Auf dem Rückweg hatte ich einige Mühe, mich zurecht zu finden; aber rascher als vermutet traf ich auf die Hauptstraße, an der mein Hotel lag. Als ich das Lexikon zu Hilfe zog, stellte ich bald fest, daß es sich um die erste vollständige Ausgabe von 1803 handelte, die in nur 240 Exemplaren veröffentlicht worden war und überaus selten ist. Die von Goya selbst in einer gemischten Manier von Radiertechnik und Aquatintaverfahren ausgeführten Stiche zeigen die für die erste Ausgabe charakteristische rotbraune Tönung, die sich vom vollen Licht zum tiefen Schatten bewegt und in ihrem Helldunkel einzigartig wirkt. Die 79 Abbildungen zeugen von einem für ihre Zeit unerhörten Realismus und sie sind von einer unbändigen Phantasie beseelt. Es sind wahre Hexensabbate, in denen der Künstler den königlichen Hof, die Geistlichkeit und Sitten geißelt, phantastische Traumvisionen, Illustrationen von Redensarten und Sprichwörtern oder Satiren auf politische und soziale Übelstände, menschliche Schwächen und Narrheiten. Die Bilderfolge stellt ein einzigartiges Dokument zur Zeitgeschichte dar. Auf jedem der Blätter ist eine Sentenz angebracht, deren Sinn aber in vielen Fällen nicht ohne weiteres verständlich ist.

Wie ich später erfuhr, beträgt der Wert dieses Werkes das Zehnfache des von mir bezahlten Betrages. Ich hatte also mit meinem ersten Fund außerordentliches Glück.

4. P. Leemann-van Elck / Eine spanische Handschrift

Im folgenden Jahre kam ich wiederum nach Valencia, und ich verfehlte nicht, meinen Antiquar aufzusuchen. Bei meinem Anblick fand der Händler es sogar der Mühe wert, sich von seinem

Sitz zu erheben und mir freundschaftlich beide Hände entgegenzustrecken. Wenig fehlte, so hätte er mich, dem spanischen Brauche folgend, in seine Arme geschlossen und auf meine Wangen

den Willkommensgruß gedrückt! Er erklärte mir sogleich, daß für einen Bibliophilen «meines Formats» unter den herumliegenden Büchern nichts zu finden sei, er könne mir aber morgen etwas ganz Schönes vorlegen, eine einzigartige Handschrift mit Miniaturen, die sogar den Namenszug des Königs von Spanien trage und in einer in Madrid veranstalteten Bücherschau preisgekrönt worden sei.

Neugierig und gelüstig gemacht, kehrte ich am folgenden Tag zurück, um den Codex einzusehen. Leider war er aber nicht, wie ich erwartet hatte, aus der Blütezeit der Handschriften. Auch die königliche Unterschrift konnte nicht aufgefunden werden. Immerhin betraf es eine mit Miniaturen geschmückte Handschrift auf Pergament, mit Goldschnitt, in rotem Seidensamt gebunden und mit angehängtem Bleisiegel. Nach einigem Markten kam der Handel zustande. Später konnte ich feststellen, nicht überfordert worden zu sein, wenn auch diese neue Erwerbung keinen Höchsttreffer darstellte.

Soviel ich dem in langatmigem, altspanischem Kanzleistil geschriebenen Text entnehme, handelt es sich bei dem erworbenen Band um das ausführliche Urteil des hohen königlichen Gerichtshofes in einem Prozeß von Gliedern des vornehmen Geschlechtes der Pliego y Valdes von Montalbo. Die Handschrift umfaßt 93 Pergamentblätter in der Größe von 30 × 20 cm, wovon 3 leere. Der in einer Antiqua-Rundschrift sauber in der königlichen Kanzlei zu Granada niedergeschriebene Wortlaut trägt das Datum vom 8. November 1690. Am Ende folgen viele Unterschriften und weitere 8 Blätter verschiedener handschriftlicher Ergänzungen. Jedes der Blätter ist durch den Stempel und die Unterschrift des Korrektors oder Notars von Montalbo beglaubigt. Was den Band aber besonders wertvoll gestaltet, sind die beigegefügt feinen, farbenfrohen Miniaturen und die eingemalten, verzierten Initialen, Überschriften und Namen, wobei der Künstler an Gold, Silber, Purpur, Rot und Blau nicht sparte. Einleitend trägt die erste Folioseite eine farbenprächtige, spitzpinslige Miniatur der Mutter Gottes. Die Gekrönte mit gefalteten Händen zeigt sich im Ornat mit Mantel. Im Hintergrund und zu ihren Füßen schweben Wolken mit Cherubsköpfchen. Sie steht unter einem emporgerafften Vorhang in reicher architektonischer Umrahmung. Dann folgen, ebenfalls ganzseitig,

der künstlerisch ausgeführte Stammbaum der Familie Pliego y Valdes, der aus dem Körper eines auf einem Sarkophag ruhenden Ritters emporwächst, ferner das königlich-spanische Wappen und schließlich, in reicher Umrahmung und Kartusche, das Bildnis in ganzer Figur des jungen, kränklichen spanischen Königs Karl II. unter einem gerafften Vorhang. Er steht bei einem Tisch mit den königlichen Insignien auf einer Terrasse mit Ausblick in die freie, baumreiche Landschaft. Im Text begegnen wir 27 großen, bunten Zierinitialen im Schmucke stilisierter Ranken, Blumen, zierlicher Vögel, Erdbeeren usw. sowie 45 gemalten, umrahmten Überschriften und Namen aus lateinischen Anfangsbuchstaben. Überall da, wo diese Malereien vorkommen, sind zum Schutz zwischen die Blätter rote Seidenstücke eingebunden. Die Pergamentlagen werden durch eine dreifarbige Seidenkordel zusammengeschlossen, deren Enden in einem ein Pfund schweren Bleisiegel von 9 cm Durchmesser stecken. Dieses zeigt vorn den thronenden König Philipp IV. von Spanien, den 1665 verstorbenen Vater Karls II., und auf der Rückseite das Wappen von Leon und Kastilien.

Da die mit der gleichen roten Seide überzogenen Innenseiten der Buchdeckel vom Zahn der Zeit und garstigen Bücherwürmern angefressen worden waren und dieser unästhetische Zustand meinem Ordentlichkeitsgefühl widersprach, beauftragte ich eines Tags meine Frau, mir entsprechenden Ersatz zu besorgen. Als Muster gebe ich ihr einen Resten der alten Seide mit. In dieser Absicht betritt sie ein Zürcher Seidengeschäft. Der zufällig anwesende Chef fragt sie nach ihrem Begehren, worauf meine Frau ihm das Seidenmuster reicht und ihr Anliegen vorbringt. Kaum fühlt er die Seide in seiner fachmännischen Hand, weiten sich seine Augen und voll Überraschung kommt es aus seinem Munde: «Wissen Sie auch, was für einen Schatz Sie da besitzen? Es ist echter, alter, unbeschwerter, naturgefärbter, wunderbar feiner Taffet aus dem 17. Jhd., ein hervorragendes Sammelstück. Ich schätzte mich glücklich, ein solches in meiner Textiliensammlung zu besitzen. Und Sie wünschen dafür ebenbürtigen Ersatz. Unglaublich!» – Meine Frau brachte mir dann, etwas kleinlaut und mit vorwurfsvoller Miene, ein Ersatzstück, aber eben nur Ersatz aus unserem mechanisierten Jahrhundert. Ich dachte mir: Auch ein begeisterungsfähiger Sammler!